

(Nachdruck verboten.)

25]

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

„Bal i auf enk hätt' wart'n müass'n, na waar i scho lang g' spat dro. Do seib's ds no Rostlöffel'n g'wen, wia'r i an Hof vorg'stanna bi, und werd koana sag'n kinna, daß a schlecht beinand is, und der selbige do, der ganz G'scheidt', der hoßt fi amal in dös Sach eina, dös i herg'richt' hab. I alloa, gel? Und ho koa Lenz it braucht dazua und koan Vormunda.“

„Mi sagt it vo dem.“

„Mi sagt übahaupts gar nig mehr. Mi san scho an etlas Mal z'ammig'ruet üba dös, und wann du wirkli g'scheidt bischt, nacha sparst du deine Wort für 'n Brüedl. Den ziehst du dir, daß er genau a so werd, wia's 'n du hamm mögst, und bal's d' amal Rinda hoßt, na lernst d' eahna, wos da Brauch is. Da hoßt Arbeit gnuu.“

„G'wiß und wöhr, Bata: i hätt it g'redt', wann du it selm o'g'fanga hättst.“

„Und jekt hon i aufg'hört. Und bal dir der ander d' Ohr'n voll bläst mit seine Rimmernis, na gibst d' eahm den guat'n Rat, er soll sie sei G'scheidtheit aufheb'n, bis er 'i amal brauch'a ko. Er soll it so umanand schmeiß'n damit, weil 's besa is, bal ma no was hint hot. Guat Morg'n!“

Im Roststall hoßt Lenz auf der Habertruhe und biß von etlichen Strohhalmen Stücke ab, die er grimmig ausspuckte. Nicht weit weg von ihm stand Hansgirg im Sonntagsgewand und schaute behaglich zu, wie seine Gähle mit malmenden Zähnen aus den Warren fraßen.

„Siehst, Hansgirg, i that glei mit dir tauschn.“

„Heunt vielleicht. Aba morg'n wurd'st da 's übaleg'n, wann's d' amal da Herr bischt.“

„Ja, morg'n!“

„Dda übamorg'n. Laß da no daweil. D' Zeit geht vo selm, de braucht ma'r it treib'n.“

„D' Zeit vogeht, und de bescht'n Jahr hoßt inferoana her.“

„Du thuast dei Arbeit wia'r i.“

„Um an halb'n Lohn!“

„Wos da Alt' daspart, kimmt dir amal z'guat.“

„Hoßt du dös für g'wiß?“

„Wer soll 's denn kriag'n?“

„Vielleicht de do drent (drüben).“

Lenz deutete mit dem Kopf gegen den Hof hinaus, und Hansgirg lachte gemüthlich.

„Ah! Laß da nix traama (träumen)!“

„Du ko'scht leicht lacha; geht 's, wia 's mag, di bekümmert 's nix.“

„Dös is aa it da Fall.“

„Du kriagst dein Lohn danach wia davor.“

„N . . . no, Lenz, wann ma lang in an Haus is, hot ma 's gern, bal d' Sach mit Ordnung geht.“

„Do wercht jekt it viel Ordnung seh'n.“

„I sieh nig, üba was i red'n müast.“

„Hoßt du it g'spannt, wia d' Leut hinter ins drei red'n?“

„I hör' hint it.“

„Dös muast du it so g'ring schag'n! Dös is a Schand für ins allsammete.“

„Wos denn? Bal dös Weibsbild da drent aufdrah'n derfat (sich aufspielen darf) und durst si g'scheidt macha im Haus und o'schaffa, nacha waar 's anderst. Nacha gang i, weil mi dös vadriag'n that. Aha i sieh ja nig dabo. I ho no nig g'mirkt, daß si de aufmandeln (wichtigmachen) derf.“

„Dös sollt aa no sei!“

„Um dös geht 's abal! So lang ma do nig siecht, seit 's (fehlt) it weit.“

„Weit gnuu, fingscht hätt' er 'i it do g'halt'n.“

„Ja no. Du woast aa it all's, warum daß er 'i da laßt.“

„Dös is schwaz zun Derrat'n; weil sie eahm in Händ'n hot.“

„Er schaugt it a so aus.“

„Hilf du aa no dazua! Dös is scho vo dir!“

„So muast d' mir it kemmal! Mir is a so it recht, wann d' mi du in an sellan Dischkursi (solches Gespräch) über 'n Bauern einziagst. Aba bal i dir o'gib, muast it moana, daß i dir nach 'n Müu red'.“

„Aha dem andern! No ja, hoßt d' ja recht aa; er is da Herr, und auf mi brauchst du no lang it aufpass'n. Bis i amal dro'kim, ko'scht di leicht wieda drah'n.“

„Dös wart'st amal o, wos i thua. Aba dös frau i mir z' sag'n: bal du Herr bischt, werst d' aa koan Knecht it mög'n, der bloß dös schlecht an dir siecht.“

„I schaff mir aa felle o, de mi lob'n, wann i hinta de Weibskitt'l herlaß.“

„Du woast heut nimma, was d' sagst.“

„Aha dös woast i, wia du bischt. Di kenn i jekt, du Fei'schpinna (Feinspinner)!“

„Du brauchst mir koan Nam it geb'n, gel?“

„I Fei'schpinna bischt.“

„Ah was! I streit mi mit dir umanand, bal i dumm bil!“

„Du bischt scho it dumm! Du bischt ganz hell, woast? Ganz a Feina.“

„Laß mir halt mei Ruah mit dein G'lump! Zamma ander Leut für, de 's no irga (ärger) macha und a rechte Bedauernis hammt mit dir, daß dir dei Bata so schlecht g'rat'n is. Aba mi laß steh'!“

„I laß di steh' und geh'. Derfst aa umiroas'n (hinlaufen) zu eahm, und koßt eahm briuhwarm all's sag'n. Derfst mi gern vaskampeln (verflatschen)!“

„Hab' i di scho amal vaskampelt?“

„Ja, du!“

„Bal i umi geh, sag i an Bauern was anders. Er soll si um an Knecht schaug'n, der 's Geb'n besa vesteht.“

„Du koßt dös it? Du Fei'schpinna!“

„Du Rostbua, du traurig!“

„Wos?“

Lenz sprang von der Truhe herunter und wollte sich über den Hansgirg hermachen.

Aber der hatte blitzschnell eine Mistgabel in den Händen und hielt sie drohend vor sich hin.

„Geh no her, du! Du bischt ma no lang it z' guat, daß i di net durch und durch renn.“

Da wich Lenz zurüd.

„Stell dei Gabl hi! I möcht di gar it o'rühr'n.“

Und als der Hansgirg mit zornrotem Kopf aus dem Stall ging, schrie er ihm höhnisch nach.

„Heut derfst da an extrig's Trinkgeld geb'n lass'n vom Alt'n!“

Aber wie er dann allein auf der Truhe saß, fing er plötz- lich zu heulen an wie ein Schulbub.

Gingegen war es dem Hansgirg nicht weinerlich zumut. Aber zornig! Schon so zornig, daß es ihm in den Händen juckte, irgend was zu paden, zu zerreißen, in der Mitte auseinander zu brechen.

Was? Ein Feinspinner wäre er gar noch, und einer, der das dumme Gered von so einem jungen hirntappigen Lappen hinterbrächte. Noch jedesmal hatte er seinem Bauern gut zugeredet, wenn er gegen den Lenz was vorbrachte.

Der hatte wohl recht, daß er sich dem wetterlaunischen Burschen nicht auf Gnad und Ungnad auslieferte. Bricht einen Streit vom Baun, weil man ihm die Hitze ein wenig lösch'n möchte, und schimpft einen alten Knecht, der ihm von jung auf bloß alleweil gefällig war, schimpft ihn wie einen bergelaufenen Tagdieb und packt ihn gleich gar an.

Feinspinner! Wenn einen was zu allertiestt wurmen kann, ist es der Namen! Gingestellt werden als ein falscher Kerl, der auf zwei Achseln trägt und kein Vertrauen wert ist, das brennt und beißt.

Mit einem beisammen bleiber, der so was sagt? Nein! Es gibt anderswo auch noch einen Platz, einen stilleren als beim Schormayer, wo der Junge über den Alten her ist und es für Falschheit ausgibt, wenn man zum Herrn hält. Wie es der Brauch ist, und wie es recht war in neun langen Jahren. Aus!

Der Hansgiral riß die Türe der Wirtsstube so heftig auf, als ging es da hinein in das neue Leben; und erst ein lustiges Zohlen weckte ihn aus seinen zornmütigen Gedanken auf.

Das Schreien kam von einem Tische her, an dem etliche junge Burschen saßen neben einem grauhaarigen Kerl mit spitziger Nase und verquollenen Augen.

Der war ihm bekannt. Ein alter Dienstknecht und Herumtreiber, der zwei- und dreimal im Jahre den Platz wechselte, und ganz gewiß einmal in der dringendsten Arbeitszeit.

Man hieß ihn den Unterländer Sepp, weil er aus dem Niederbayerischen war.

Die jungen Burschen trugen Sträuße und bunte Bänder auf den Hüften, zum Zeichen, daß sie aus dem alten Dienst ausgestanden waren.

Sie schriean dem Hansgiral mit lauter Fröhlichkeit zu: „Siecht ma di aa'r amall! Da seß di zuama (her)! Hau di no her, alta Schwed! Mir san zünsti beinand. Bei oan Bauern stenga ma'r aus und bei'n ander'n ei, aba dürsch't'n thuat ins überall'n!“

Zu einer anderen Zeit hätte es dem Hansgiral schlecht gefallen, mit dem Unterländer Sepp zusammenzuhoden; aber zu einer andern Zeit wäre er auch um Mittag nicht ins Wirtshaus gegangen.

Jetzt war es schon gleich!

Er rückte in die Bank hinein und gab fürs erste einen schweigsamen Zuhörer ab.

Sepp war dabei, vieles zu erzählen und gute Lehren zu geben, wozu ihn seine reichen Erfahrungen gar wohl ermächtigten.

„Des Buama (Ihr Jungen)“, sagte er, „ös müaßt's glaab'n, daß de Deanstbot'n geg'n de Bauern z'sammhalt'n müaß'n; fínscht san mir allsamm't volaß't. Als dös erscht mirkt's enk: no grad nix übrig's arbet'n; wos ma grad oamal freiwilli tuat, werd oan' am andern Tag g'schafft (aufgetragen). I ho no loan Bauern g'feh'n, der auf d' Uhr schaugt, bal ma üba sei Zeit arbet; aba wann's d' am andern Tag wieda eh'nder (eher) aufhörscht, ziahgt a g'wiß sein Brater (Uhr) aufa.“

(Fortsetzung folgt.)

4]

Lügen.

Von Gustaf Janson.

Pietro Fontanaras erster Eindruck war eine Enttäuschung. Trotz seines Müdigkeit nach der Reise hatte er es vorgezogen, die Wohnung seines Bruders zu Fuß aufzusuchen. Die kriegerische Begeisterung, die er erwartet hatte, existierte ganz einfach nicht. Die Fahnen und die Musik, die doch dazu gehören, waren nirgends zu finden. Fontanara ging langsam, an irgend etwas sollte man es doch merken können, daß das Land soeben einen großen Krieg begonnen hatte.

Als Fontanara vor dem Hause ankam, in dem sein Bruder wohnte, fühlte er sich ganz niedergeschlagen.

„Guten Morgen, Angelo!“

„Bist Du hier? Warum denn?“ Angelo Fontanara stellte seine Kaffeetasse beiseite und betrachtete aufmerksam seinen drei Jahre älteren Bruder.

„Warum?“ So kurz wie es ihm möglich war, berichtete Pietro über seine überstürzte Reise. „Dem Konsul schien es vermutlich als geratensten, mich aus dem Wege zu haben. Und aufrichtig gesagt, fing ich an, mich nach Hause zu sehnen, als ich hörte . . . Sag mir jetzt, was ist die Ursache des Krieges.“

„Die Ursache? Je weniger wir davon reden, desto besser.“

Pietro Fontanara musterte den Bruder von oben bis unten. Gehörte dieser korrekte Beamte auch zu denen, die sich noch kein Urteil gebildet hatten? Oder wollte er es nicht?

Angelo beendigte seinen Morgenimbiß, warf einen Blick auf die Wanduhr und erklärte, sich späten zu müssen. Wenn auch noch so viel Krieg sei, würde doch von den Beamten verlangt, daß sie sich rechtzeitig im Bureau einfänden.

Die Brüder verabredeten sich für den Mittag und Angelo machte sich zum Gehen fertig.

„Meine kleine Wohnung steht Dir natürlich zur Verfügung, als wenn's Deine eigene wäre.“ In der Tür blieb er mit einer leichten Röte auf den Wangen stehen. „Du weißt vielleicht nicht, daß ich verlobt bin. Ich schrieb Dir vor einer Woche, aber Du hast Dich vermutlich mit meinem Brief gekreuzt. Er nannte einen Namen und fügte hinzu, daß der zukünftige Schwiegervater sehr reich sei. „Addio!“

Pietro Fontanara sah dem Bruder nach. Es war etwas an Angelo, was er nicht wiederkannte und was ihn verletzete. Er zuckte die Schultern, sank in den bequemen Lehnstuhl zurück und sah sich im Zimmer um.

Die Mobilien und überhaupt die ganze Einrichtung zeugten von Geschmack und Verfeinerung. Angelo war offenbar auf dem Wege, sein Glück zu machen.

Nachdem er sich ein wenig ausgeruht, machte Pietro einen Spaziergang durch die Stadt. Er konstatierte, daß sich seit dem Morgen nichts in ihrer Physiognomie geändert hatte. Den Rest des Vormittags verbrachte er mit Zeitunglesen.

Der Mittag der Brüder war langweilig. Angelo war korrekt und zurückhaltend. Er gab zu, daß er hauptsächlich an seine Karriere denke, das sei seine Pflicht als zukünftiger Familienvater. Der Krieg? Man würde ja sehen. Nun gut, da die Sache Pietro interessierte . . . es war ein politischer Schachzug, eine Spekulation. Glücke sie . . . um so besser, traf das Gegenteil ein . . . hm! Angelo zuckte die Schultern und teilte dem Bruder seine Ansicht mit, sich in die Politik zu stürzen. Sobald er verheiratet war, würde er über die nötigen Mittel verfügen . . . Der Krieg? Wie gesagt, man müsse ja sehen.

Pietro wollte das Thema nicht fallen lassen. Er wiederholte die Frage, die er an den Kapitän des Dampfers gerichtet hatte.

„Die Veranlassung?“ Die Augen des Bruders glitten zur Seite. „Hm! Die Türkei hat es verstanden, sich eine Flotte zu schaffen. Wir brauchen Revanche für Abessinien. Unser Prestige fordert einen großen Schlag. Unser Handel braucht Erweiterungs-möglichkeiten. Unsere Kapitalisten wünschen einen Landstrich zum Exploitieren. Willst Du noch mehr Gründe?“

Pietro schüttelte den Kopf.

„Ich will nur wissen, was die Türkei getan oder vielleicht unterlassen hat. Hat der Halbmond unsere Flagge beschimpft, irgendein Unrecht gegen italienische Untertanen begangen, oder sonst etwas für uns . . .“

Angelo fing an zu lachen.

„Die Türkei, oder richtiger gesagt ihre Regierung, ist viel zu klug, um sich derartiges zu erlauben. Die Türkei hat weder etwas begangen, noch etwas unterlassen. Aber die Hohe Pforte hat eben eine Proving, die wir gebrauchen können, das ist die ganze Sache. Und ich sage Dir, wenn wir sie nicht genommen hätten, würde es jemand anders getan haben. Dieser Krieg ist im großen gesehen nichts weiter als ein Sieg im Wettrennen. Als wir anfangen zu befürchten, daß andere ihr Augenmerk auf Tripolis warfen, mußten wir zuschlagen. Es galt, als Erster am Platze zu sein. Wir waren es.“

„Also ein ganz gemeiner Raubzug?“

„Deine Terminologie ist nicht gerade glücklich. Ich möchte Dir raten, derartige Ausdrücke zu vermeiden.“

Pietro Fontanara schwieg.

Nach dem Mittag trennten sich die Brüder mit einem Handschlag, der nicht übermäßig herzlich war. Pietro suchte ein Hotel auf, in dem er sich ein Zimmer mietete. Er war niedergestimmt und fühlte eine beklemmende Leere. Etwas, worauf er gewartet und gehofft hatte, war ihm nicht in Erfüllung gegangen.

Die nächsten Tage verbrachte er mit Besuchen bei Freunden und Bekannten. In den Kreisen, in denen er sich bewegte, verhielt man sich abwartend. Jeder ging seinen Geschäften nach, der Krieg war eine ökonomische Frage, die Abolaten in der Abgeordnetenversammlung waren dazu da, die Fäden zu entwirren, die die Regierung ineinander verflocht hatte.

Pietro Fontanara hörte aufmerksam zu. Er fand weder Enthusiasmus noch Widersprüche.

„Sie sehen ja, ganz Europa lächelt einmütig seinen Beifall,“ sagte ein alter Professor, der sich eingehend nach dem Resultat seiner Ausgrabungen in Kleinasien erkundigt hatte. „Das einzige, um das wir uns zu kümmern brauchen, sind die Kosten.“

„Aber wir haben doch eine Menge Aufgaben innerhalb unserer eigenen Grenzen, Aufgaben, die auch große Summen fordern. Wann werden die ausgeführt?“

Der alte Herr zog die Schultern hoch.

„Krieg läßt sich eben nicht vermeiden,“ sagte er. „Das ganze Wesen des Menschen sowohl, als das Geseß der natürlichen Auswahl machen den Kampf zu etwas Unvermeidlichem. Der Kampf auf Leben und Tod rast zwischen den niedrigst stehenden Organismen so gut wie zwischen uns. Das ist zweifellos so vorausbestimmt und läßt sich nicht ändern.“

Fontanara ging nachdenklich in sein Hotel zurück. Im Vestibül trat ihm der Wirt entgegen. Sein Sohn — der Junge heiße auch Pietro, gerade wie Signore — hätte eben geschrieben. Nichtiger gesagt, der Arzt, in dessen Behandlung er sei, hätte es getan. Der Sohn konditioniere als Hofmeister in einem französischen Hotel. Er gehöre gerade zu der Jahresklasse, die wegen des Krieges unter die Fahnen gerufen war. „Kurz und gut, Signore, können Sie sich vorstellen, der Junge kommt zu Malheur bei einer Automobilsahrt, bricht ein Bein, liegt krank in Frankreich, kann sich ganz einfach nicht einstellen. Solch Pech, gerade bei dieser historischen Gelegenheit!“ Der Hotelbesitzer hob die Hände gegen die Decke und schüttelte betrübt den Kopf. Aber gleichzeitig machte er ein so vergnügtes Gesicht, daß in Fontanara ein starker Zweifel aufstieg.

„Sich so was zu denken,“ schwächte der Hotelwirt weiter. „Der Junge brennt förmlich auf Auszeichnungen, und dann auf einmal . . . kratz . . . das Bein ab! Nicht dran zu denken, daß er mitkommt! Seine Mutter, meine arme Frau, zerfließt in Tränen. — Signore, Sie sind ein gelehrter Herr, sagen Sie mir, wie lange dauert es, bis ein Beinbruch wieder geheilt ist? Ein

paar Monate? Mir fällt ein Stein vom Herzen. Bis dahin ist der Krieg aus, und der arme Junge kann nicht mitkommen."

Fontanara eilte die Treppen hinan. Die schlecht verhehlte Freude des Wirtes über den Unglücksfall verdross ihn. An und für sich bewies sie ja nicht das geringste, aber Fontanara konnte sich nicht eines Gefühls von Unlust und Ekel erwehren. Glücklicherweise hatte man die Presse. Da herrschte Einigkeit, da klang der Enthusiasmus volltönig aus den verschiedenen Lagern.

Bei den Telegrammen über die ersten Erfolge auf dem Kriegsschauplatz brach er in einen Jubelruf aus. Und alle die Tausende, die wie er unschlüssig, unsicher und ohne Halt gewesen, antworteten auf die gleiche Weise. Der Erfolg sanktionierte die zweifelhafte Handlung. Grübeln, Suchen und Mißmut hatten ein Ende.

Ununterbrochen liefen die guten Nachrichten ein. Die Türken retirierten in größter Hast, die Araber gingen massenweise zu den Angreifenden über. Der Erfolg war gesichert. Wie sollte übrigens auch etwas anderes möglich sein? Die impulsive Kraftentwidelung einer stolzen, kriegerischen Nation mußte unerbittlich den Widerstand der wenigen Truppen brechen, die der Feind zu seiner Verfügung hatte. In dem kleinen Zimmer klang sein schallendes „Evviva!“ wie eine Herausforderung. Die Fensterscheiben klirrten, und die Zeitungen mit den offiziellen Siegesbulletins bebten in seiner Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Held: Ausgewählte Werke.

Der Dichter-Jahrgang 1862 hat verdient, was ihm heuer, nach fünfzig Jahren, zuteil wurde. Man hob ihn als literarhistorisch bemerkenswert hervor und widmete seinen Sprossen besondere Beachtung. Aber wenn die Reihe der Namen von großem und kleinem Gewicht hergezählt wurde, blieb einer ungenannt, der doch nicht fehlen darf, wenn von der jungen Dichtergeneration der achtziger und neunziger Jahre gesprochen wird. Da sorgt nun ein Buch, das Ernst Kreowski zusammengestellt und bevormortet hat, daß der eine Vergessene in diesem Jahre, das sein fünfzigstes gewesen wäre, dennoch neben den Schnitzler, Hauptmann, Conradi zu seinem Rechte kommt. Denn der Düsseldorfer Franz Held hat historische Rechte. Zum mindesten solche. Die Auslese aus seinen lyrischen, epischen, dramatischen Dichtungen, die Kreowski aus zehn gedruckten Bänden und viel handschriftlichem Nachlaß in 300 Seiten zusammengedrängte (Eberhard Fromme Verlag, Berlin), entsprang also einer Notwendigkeit.

Franz Held ist einer von denen, die als ein unbollendet Lied ins Grab sanken. Mehr Jahre waren ihm gegönnt als den Paul Frische, Hermann Conradi, Julius Brand, aber die Literaturgeschichte wird ihn mit diesen zusammen nennen müssen. Sein Leben brach ab, ehe noch sein Dichten über die Stufe der Gärung hinaus war, und das Schicksal traf ihn mit grausamer Härte. Vor vier Jahren erst verfiel sein Leib dem einäschenden Feuer, aber ein Loter war er schon vor einem Jahrzehnt. Erlöschenen Geistes brauchte er noch einen Weg von Jahren bis zum letzten Atemzuge.

Es ist schwer, die literarische Jugend der achtziger Jahre mit kurzen, schlagendem Wort abzustempeln. Sie wollte los vom Ueberkommenen. Das trifft wohl auf alle zu, und band sie auch ein paar Jahre eng aneinander. Sie setzten jungen Lödernden Willen ein und schwebelten in den Worten rücksichtsloser Draufgängerkraft. Aber das Ueberkommene, das sie abschütteln und niedertreten wollten, war keineswegs in allen Fällen dasselbe, und so gingen auch die Ziele auseinander. In den ersten Jahren der Literaturrevolution sind Programme der Bewegung aufgesetzt worden, aber einen Zusammenschluß nach ihren Direktiven hat's natürlich nicht gegeben. Um so farbiger belebt stellt das Bild der Bewegung sich dar. Der Naturalismus war wohl ihr wichtigstes, aber er war keineswegs das Ganze. Franz Held gehörte durchaus zu den radikalen Stürmern, aber er war kein Naturalist. Er wars nicht, obgleich es ihn zum revolutionären Proletariat trieb. Er hielt sich in den Grenzen des dichterischen Realismus, der dem Naturalismus in langsamer Bildung vorausging und an dem die Spuren der Ablösung von romantischen Strömungen fast in der Regel deutlich genug hafteten. Franz Held gehörte zu den Dichtern, die sich mühten, die Schläuche ererbter dichterischer Formen mit dem Weine glutvollen, stark empfundenen eigenen Lebens zu füllen. Da erwies er sich als eine ungeberdige Persönlichkeit, als einer vom Schlage derer, die unter dem Einfluß der französischen Romantik von 1830 zur Zeit des jungen Deutschlands diesseits des Rheines wuchsen; auf der Grenze von Alt und Neu, in kraftgenialischem Wesen, Leute wie Grabbe, Griepenbart, Büchner. In ihrer Art, die schon an Modernes heranstreift, war auch Franz Held typischer Sturm und Drang. Und er ist nichts anderes als das gewesen. In dieser Verbindung ist eine Mitteilung Kreowskis interessant: Helds Vater, ein unberdrossener Wahrheitslucher, liebte inbrünstig das aufklärerische Schrifttum der encyclopädistisch-philosophischen Wegbereiter zur großen französischen Revolution, und seine Mutter hat die idealistische Auflehnung des Jünglings gegen den platten Geldmaterialismus der Zeit tatkräftig verteidigt und dadurch gefördert.

In Helds dichterische Anfänge fällt ein stürmisches Strafgedicht wider die Heimatstadt Düsseldorf. Und in Helds ganzes Dichten,

gräbt der Drang, Abrechnung zu halten mit der öden Gegenwart, tiefe Spuren ein. Eine schwer ringende Natur ist dieser Dichter. Wider eine Welt von widrigen Mächten fest er läßt die einzelne eigene Persönlichkeit. Das braucht gigantische Kraft, und es ist kein Zufall, daß ihm das Vollbewußtsein zureichender Gegenwelt dort am herrlichsten ausglühte, wo die Natur sich in kolossalsten Formen offenbart: in der alpinen Welt. „Groß-Natur“ schrieb er auf eins seiner Lyriksbücher. Oder auch in der gärenden unheimlich-mächtigen Großstadt, die das Sinnenleben aufpeitschend entseßelt und im Zerstoren so groß ist wie im Kraftschaffen. In dieser brodelnden Neuwelt erprobten die Dichter des jüngsten Deutschlands ihre Lebensstränge. Helds Dichtungen sind bis zum Ueberlaufen voll von den Stimmungen seiner Jahre. Das gibt ihnen nicht geringen historischen Wert. Man muß sie neben Hermann Conradi's Werken lesen. Viel Verwandtschaft des Wollens und leidenschaftlichen Aufbegehrens ist zwischen beiden. Helds Erstling von 1837 „Gorgonenhäupter“ ist ein bezeichnendes Jugendbuch der Zeit. Grandios schäumt es darin auf, unerföhren bis zur Wildheit in Stoffwahl und Stofffüggung, alles voll Trost, Protest, Hohn in entzücktem Genießerdrang. Das Buch ist so recht eins von denen, die damals fehdefroh der idealistisch matten und prüden und unwarhen Philistrierwelt ins Angesicht geschleudert wurden. Und es gibt die Grundlinien der Heldsichen Pshygiognomie. Der Dichter gab, was er war. Als er das Gymnasium verließ, gab ihm die Prüfungskommission den Rat, er solle sich „um Ruhe und Besonnenheit in seinem ganzen Tun recht sorgfältig bemühen“. Aber er war nicht die Natur, die ihrem individuellen Freiheitsdrang das Recht auf Freiheit bestreiten konnte. Mit wider Freude nannte er nach Jahren einmal in zornigem Protest seine Gedichte „widerborstig-zügellos“. Und tiefer deutet er sein Dichten in den Versen aus einer Mondnacht:

Der Glühwurm sucht,
Der Mondwisch verweht —
Einem großen Sterne
Nachwandl' ich stät.

O herrlich Wandeln
In Abendverklärung,
Wenn du empfindest
Des Lebens Gewährung,

Wenns dich durchströmt,
Daß du tußt, was du mußt,
Daß du Wildblüten treibst,
Halb unbewußt.

An den äußersten Grenzen sinnlicher Erregung, physisch entrückt, sind Helds Gedichte empfangen, in einer Sphäre, die himmelhoch über das Alltägliche emporreicht und die ihm gehört aus der Kraft seines heißen, begehrenden, leberberflammerten Blutes.

Oft aus träger Alltagsstarrheit
Wird die Welt mir jäh ein Rauschen:
Meine unterirdischen Quellen
Schwellen mich von droben her.

Sein Erdbewußtsein — dies Wort braucht Kreowski — dringt ungestüm tief und weit und lebt sich dichterisch in ursprünglich neuem Schauen aus. Er hat die erfrischende, überraschende, neubildnerische Sprache, die auf intensives Erleben weist und damals als dichterische Lat galt. In dieser Hinsicht überholte er mit Kühner Mächtigkeit die Dichtung, von der die junge Generation los wollte. Und so nun ließ er, alle Fesseln lassend, die Erdgebundenheit des Naturalismus absteigen. Seine Forderung ging auf souveräne Freiheit der Phantasie aus, die mit dem Baustoff der Wirklichkeit selbstschöpferisch schalten darf, um das Leben bedeutungsvoller darzustellen und aufzuschließen.

Um eine neue befreite Lebensanschauung rang er. Dies Ziel wirkt auch in der siedenden Erotik, von der seine Jugend gepackt ist. „Es gibt eine Sinnlichkeit, welche von der Kunst unzertrennbar ist. ... Aus der Flamme der ungezügeltsten Sinnenslust erhebt der Schmerz sein Gorgonenhaupt und schüttelt die Schlangenhaare der Neue“. Das meisterlich freirhythmische Gedicht vom Lannhäuser ist durchwühlt von diesem Schmerz. Anbetend trat Lannhäuser dem Weibe entgegen, schwerste Enttäuschung heimste er ein, und nun will er Wollust in Scham lösen. Einmal schreibt Held das Wort von dem „Strom des Wehs, der durch alle Schöpfung geht und in dem süchtigen Land der Freude das Weibende ist: das Große“. Er zuckt in brhönistischen Qualen. Aber er kämpft sich darüber hinaus. Mit der erlösenden Kraft des obersten Gebots: nur dem eigenen, naturgegebenen Wunsche zu gehorchen. Durch Wundenbluten aufwärts zur Lebensgläubigkeit! Ueber alle matte Wehmut, daß die Gerechtigkeit nie kommen, Satan nie gefettet in den Abgrund versinken werde, steigt höchstes Vertrauen:

Wie arm und öd unser Leben auch sei,
Laß es uns unermülich bestreuen
Mit der Saat unfres redlichen Strebens,
Mit Sonnenscheine der Lieb' es durchwärmen,
Und Wurzel fassen
Wird endlich ein Korn selbst im Fels.

Man muß dies sonnige Wort hören und zugleich das Bild des trotzstarken Kämpfers gegenwärtig halten, in dem alles auf

Rebellion angelegt war; der stolz darauf war, durch Kreuzmale bestätigt zu sehen, daß er „mehr war wie ein Künstler der Reichen“; der von sich sagte: er habe „durch Herausforderung ihres Hasses seinen Menschenadel nachgewiesen“; der den Ingrimm des Proletariats in tiefster Seele begriff und ihm Dramen dichtete, in denen es geht von den „Broncefreien der Hethunde auf den hundert Pariser Kirchtürmen“, in denen die Verzweiflung sich in fürchterlichen Vergeltungstaten aufbaut, und die ein Wahrzeichen der Zeit bleiben werden, die sie aus einem Menschenhirn herauswarf.

Helds höchstes Ziel und Glück ist gewesen, trotz aller Martern dem Wort zu folgen: „Ich knete doch aus eigenem Lehm.“ Er ist eine der Dichtergestalten, die in Uebergangszeiten geboren werden. Sie sind neu, aber nicht ganz. Berufsen, aber nicht auserwählt. Stark, aber nicht vollendungsreif. Kreowski urteilt: „Er zerbrach, eh an sich selber, an seinen das träge Volksgewissen stürmisch aufpeitschenden Stoffen, und er zerbrach, gleich anderen, an der Misere entwicklungsfeindlicher Zustände“. Aber haben die Widrigkeiten der Umwelt nicht auch geholfen, die Kräfte Helds groß in Bewegung zu bringen? Es ist wohl beides: sie haben ihn emporgetrieben und zugleich wie plumpe Blei an ihm gezerrt und seine Kraft verbraucht, eh er noch die Sonne vollwertiger Kunst erfliegen konnte. Von diesem Dichterschicksal zeugt sehr klar die Auswahl, die Kreowski sicherlich mit nicht geringen Mühen aus Helds Dichtungen zusammenstellte. Eine erste Auswahl, die leider, durch den Raum beschränkt, keines der Dramen Helds in ganzem Umfang geben konnte. Aber weder die Dramen noch das Novellistische (dem sind über hundert Seiten zugestanden), können bei diesem Dichter die Hauptsache sein, wenns darauf ankommt, nur das durch künstlerische Vollendung Lebensfähige zu bieten. Da würde ein rein lyrisches Buch entstehen und das mag Kreowski, der ein Freund des Dichters war, als zweite Geld-Gabe der ersten einmal nachschicken. D.

Kleines feuilleton.

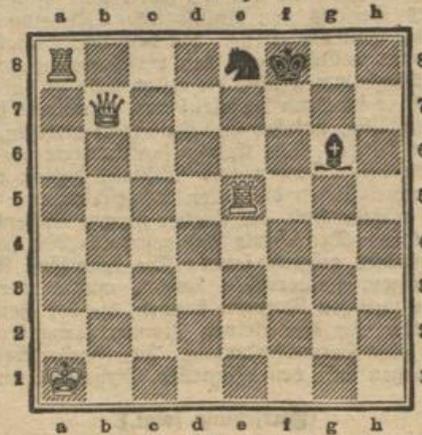
Aus dem Pflanzenleben.

Die rundblättrige Glockenblume, Campanula rotundifolia, ein allbekanntes Pflänzchen, das vom Juni bis spät in den Herbst hinein überall auf trockenen Wiesen, an Wegrändern, an Bergabhängen, auf Waldböden und sonstigen sonnigen Stellen zu finden ist, offenbart jenem, der im Buche der Natur zu lesen versteht, mancherlei Geheimnisse aus dem Blumenleben. Die knospiigen Blüten sehen wir avrecht stehend, während die vollerbühten Blume wie eine Glocke herabhängt; so sind die empfindlichen Fortpflanzungsorgane gegen Regen auf das beste geschützt. Die Außenseite der Blumentrone ist viel intensiver blau gefärbt als die Innenseite; so wirkt die Farbe viel besser als Anlockungsmittel auf fliegende Insekten. Der Kelch, der in seinem unteren Teile eng mit dem Fruchtknoten verwachsen ist, spaltet sich nach oben in fünf schmale, weit abstehende Zipfel, die nichts von dem schönen Dunkelblau der Glode verdecken. Auf dem Fruchtknoten schauen wir im Inneren der Blüte die Honigdrüse, über die sich die unteren, stark verbreiterten Teile der fünf Staubfäden derartig wölben, daß nur fünf schmale, spaltenförmige Zugänge zu dem Honigtopfe verbleiben. An diesen Spalten sitzen kleine Härchen, so daß schon eine gewisse Kraftentfaltung aufgewendet werden muß, will ein Insekt zum Honigtopfe vordringen. Nur größeren Tieren gibt die Glodenblume ihre Süßigkeiten preis. Desswegen wir eine noch aufrechtstehende, aber schon sich färbende Blume, so finden wir einen mit Honig nicht besetzten Griffel, der wie ein Zylinderpußer in der von den fünf Staubbeuteln gebildeten Nöhre steckt. Die Staubbeutel sind noch geschlossen. Bei einer Blume, die kurz vor dem Aufbrechen ist, finden wir den Blütenstaub auf der Griffelbürste abgelagert; die Staubbeutel und die oberen Enden der Staubfäden schrumpfen nun ein. In der frisch aufgebrochenen Blume hat der Griffel sich in die Länge gestreckt. Nun kommt die Insektenwelt zu Gaste. Wiener, Hummeln und ähnliche große Honignascher laden dabei unbedingt einen Teil des Blütenstaubes von der Griffelbürste auf ihren Körper ab. Bald verkümmern auch die Griffelhaare und nun erst spaltet sich die Narbe in drei Äste, die sich derart rückwärts krümmen, daß sie genau die Stelle einnehmen, an der sich zuvor der Blütenstaub befand. Wenn also ein Insekt in einer jüngeren Blume sich Blütenstaub auf seinen Körper aufhaut, so wird es diesen beim Besuch einer älteren Blüte wieder los. So ist Fremdbestäubung anansbleiblich.

Die reife Frucht stellt eine dreifächerige Kapsel dar, die gleich der Blume hängt. Am unteren Teile der Frucht sehen wir drei kleine herabschlagende Klappenster, die bei trockener Witterung geöffnet sind, so daß der Wind den Samen in der Reife beschleunigt. Da Feuchtigkeit dem Samen in der Frucht leicht Schaden zufügen kann, klappen die Fensterchen zu, sobald die Luft sich mit Feuchtigkeit zu füllen beginnt. Nach völliger Reife fegt der Wind die Samenkörner aus den Fensterchen heraus; da die Frucht an einem elastischen Stiele sitzt, werden die Samenkörner weit ausgestreut.

Schach.

Unter Leitung von E. Alapin,
Maß.



2+ (93-99L 7)

Schachnachrichten. Der Stand des Breslauer Turniers war nach der vorletzten Runde: Rubinstein 11 1/2, Duras, Tarrasch je 11, Leichmann 10 1/2 (1), Schlechter 10 1/2, Marshall 9, Breher 8 1/2, Warasch, Spielmann 8, Przepiorka 7 1/2 (1), Burn, Nieses 7 1/2, Lewitzky 7, Coju 6 1/2, Carls, Lowzky 5 1/2, Trejbal 4 1/2, Balla 3 1/2.

Dem vom 1. Juli ab konstituierten allgemeinen „Arbeiter-Schachbund“ sind bis jetzt folgende Arbeiter-Schachvereine beigetreten: Berlin, Brandenburg, Ehlingen, Hamburg (Buchbinder), Heilbronn, Ingolstadt, Leipzig, Köpenick, Mannheim, München, Notwalves, Regensburg, Stuttgart, Antwerpen und Zürich. Der Bund gibt als „Bundesorgan“ eine monatliche „Arbeiter-Schachzeitung“ heraus, die sämtlichen Bundesmitgliedern nur auf Grund ihres Bundesbeitrages (1,50 M. jährlich) frei zugestellt wird. Hiermit hört also der obligatorische Bezug der privaten „Deutschen Arbeiter-Schachzeitung“ auf, deren schachtechnischer Inhalt, namentlich in bezug auf den Partien- (bezw. analytischen) Teil, in letzter Zeit ganz minderwertig war.

Das schön ausgestattete 16 (bezw. 18-20) Seiten starke Heftchen des Bundesorgans ist soeben erschienen. Den allgemeinen internationalen Tendenzen des Bundes entsprechend, ist die Zeitung einfach „Arbeiter-Schachzeitung“ betitelt. Sie ist von Nichtbundesmitgliedern für 3 M. jährlich (Arbeiter 2 M.) durch den Selbstverlag des Bundes (M. Dehlschlager, Berlin N. 65, Hochstädter Str. 10) zu beziehen. Verantwortlicher Redakteur E. Kähler, Berlin O. 112, Müggelsir. 21, an den alle redaktionellen Mitteilungen zu richten sind. — Die Nr. 1 ist mit einem gelungenen Gruppenbild des Pflanzener Turniers ausgeschmückt. Die Redaktion verspricht, auch künftig Illustrationen schachlicher Natur zu bringen. Der Probenteil besteht aus 8 interessanten Diagrammstellungen. Der Partienteil enthält eine Analyse über das Ricegambit und eine französische Partie, deren ausführliche Glossen eine Analyse dieser wichtigen Eröffnung ergeben. Da der Verfasser E. Alapin heißt, sei die Rezension anderer Schachinflanzen überlassen...

Wir wünschen dem neuen Weis der geistigen Strebsamkeit in Arbeiterkreisen eine gedeihliche Entwicklung.

Sizilianisch (Breslau).

18. c3-c4 Tf6-h6
19. h3-h3
Es drohte T×h2! nebst Dh4#. Angriff und Gegenangriff gestalten die Partie sehr lebhaft, interessant.
19. Lc8-b7
20. Kh1-h2
Es drohte T×h3! nebst Springerabzug
20. Sc6-d4
21. a2-a4
c4-c5 sollte sofort geschehen.
21. Dd8-h4
22. c4-c5 Ta8-c8
23. a4×b5 a6×b5
24. Tb1-b4 Lb7×g2!
Entscheidend
25. Kh2×g2 Dh4×h3!
26. Kg2-f2 Dh3-h2!
27. Kf2-e3 Dh2×g3!
28. Ke3×d4 c6-e5!
29. f4×e5 Th6×d6!
30. e5×d6 Tc8×c5
31. Dd1-b3! Tc5-c4!
32. Kd4-d5 Tc4×b4
33. Db3×b4 Dg3×d3!
34. Kd5×e5 Dd3×e2!
Aufgegeben.